

Eine Zeitschrift als Freundin [Ganz Anabelle, hrsg. v. Mariana Christen et al.]

Autor(en): **Ziegler, Béatrice**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse
d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **44 (1994)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

über, wer wann wie handelte, ergäben einen klaren Rahmen. Männer sprächen davon, dass die Kriegsjahre eine Zeit extremer Fremdbestimmtheit und deshalb sehr hart gewesen seien. Frauen sähen diese Jahre nicht als etwas sehr Besonderes, aber geprägt von harten Rahmenbedingungen, die das alltägliche Leben erschwert hätten.

Nimmt man diese Einschätzungen und Wertungen zusammen, ist unschwer zu erkennen, dass sie nicht nur die spezifische, vor allem geschlechterbedingte (Armeedienst oder nicht) soziale Realität wiederspiegeln, sondern auch die zeitbedingten Interpretationen: Die Gesellschaft war darauf ausgerichtet, in der Armee ihr Wertvollstes, da Schutz Bietendes, zu sehen. Diese Sehweise verband sich mit der ohnehin vorhandenen Einschätzung, dass sowieso die Männer die jeweils zentrale und wertvolle Arbeit leisten, während die vielfachen Mehrbelastungen, die den Frauen aufgebürdet waren, als dem Krieg naturwüchsig entsprungen verstanden wurden.

Wenn Frauen von der Fremdbestimmtheit dieser Jahre weniger oder kaum berichten, so sicher nicht einfach deshalb, weil sie den Platz, den sie vor dem Krieg hatten, kaum verliessen, dafür noch Aufgaben dazu zu übernehmen hatten, sondern auch deshalb, weil die typische Sozialisation von Frauen in unserer Gesellschaft diese Unbestimmtheit dem eigenen Lebensweg gegenüber als wesentliche Qualifikation hervorbringt, da nur so Frauen so vielfältig und rasch wechselnd einsatzfähig sind, entsprechend den Bedürfnissen anderer. Männer dagegen lernen weit stärker, Kriterien dafür zu haben, was sie ablehnen und was sie befürworten. Dies führt auch dazu, dass sie im allgemeinen heftiger und unversöhnlicher auf Situationen reagieren, in denen sie fremdbestimmt werden. Zudem erfordert ihre gesellschaftlich erwartete Lebensgestaltung den beruflichen Einsatz (und Aufstieg): Der Aktivdienst konnte damit für die meisten nur als erzwungene Zäsur, als verlorene oder geraubte Zeit begriffen werden. So erstaunt es denn eigentlich auch nicht, wenn Chiquet schreibt, dass vor allem die Männer sich mit der Aktivdienstzeit auseinandergesetzt haben, mehr wissen und verstehen wollen: Die Opfer, die sie «der Schweiz» gebracht hatten, müssen als sinnvoll und nötig verstanden werden können, um akzeptiert zu bleiben. Gerade deshalb ist ein Teil der neueren Erkenntnisse der Geschichtsschreibung für diese Generation und insbesondere die Männer schmerzvoll und empörend.

Die Einleitung von Simone Chiquet ist sehr aufschlussreich. Sie hebt sich allerdings etwas zu stark ab von den Erlebnisberichten, die m. E. für sich genommen die Schlüsse nicht zulassen, die darin gezogen sind, da doch die meisten Berichte sehr episodenhaft und oberflächlich erzählt sind. Es ist anzunehmen, dass die Gespräche, die die Herausgeberin geführt hat, sehr stark zu den zusammenfassenden Interpretationen beigetragen haben. Dies mindert aber den Wert des Erzählten keineswegs: Gerade weil viele Geschichten so unspektakulär sind, so «gewöhnlich», vermitteln sie das soziale und geistige Klima, in welchem die schweizerische Bevölkerung die Kriegsjahre zu überstehen hatte.

Béatrice Ziegler, Hinterkappelen

Ganz Annabelle: Eine Zeitschrift als Freundin. Hg. von Mariana Christen, Johanna Gisler, Martin Heller. Katalog zur Ausstellung im Museum für Gestaltung Zürich vom 26. August bis 18. Oktober 1992. Zürich, Chronos, 1992.

Das Museum für Gestaltung in Zürich wagte 1992 die Annäherung an «Annabelle». Die Zeitschrift für Frauen, die es seit 1938 und nun bald als einziges

derartiges schweizerisches Druckerzeugnis gibt, wurde vorgestellt als Ort des Schauens, des Informiertwerdens und der eigenen nun gelenkten Träume.

Die Ausstellung wurde begleitet von einem schön gestalteten Band. In ihm beschreiben eine ganze Reihe von Autorinnen und Autoren auf vielfältigen Wegen ihren Umgang mit der – nicht ganz nur – papierenen «Freundin aller Frauen» (und der Männer?), und Chefredaktorinnen und Chefredaktoren beschreiben den Umgang mit ihrem Produkt. Mariana Christen und Johanna Gisler, die zusammen mit Martin Heller für das Projekt verantwortlich zeichnen, verstehen «Annabelle» als Schöpferin von weiblichen Leitbildern und wollen untersuchen, warum Leserinnen sich derart stark an ihr zu orientieren gewillt gewesen sind. Die Historikerinnen führen mit einem Überblick ein: Sie zeigen, dass die Zeitschrift, deren Durchbruch gegen Ende des Zweiten Weltkrieges erfolgte, in der Ära des Wirtschaftswunders Orientierungs- und – dank dem begleitenden Aufbau von Leserinnen-Kommunikations-Netzen – Lebenshilfe für Frauen wurde. Sie erwähnen, dass sie mit ihrem starken pädagogischen Anliegen und ihrem gutbürgerlichen Habitus an sozialerzieherische Bemühungen bürgerlicher Frauen des späten 19. Jahrhunderts und der Vorkriegszeit anknüpfte. Sosehr «Annabelle» die Isolation der Frauen in ihren Haushalten durchbrach oder zumindest zeitweise versüsste, so ausgeprägt trägt sie Züge einer Freundin, wie sie von Männern gesehen wird: verräterisch und letztlich an den Männern orientiert! Die Selbstverständlichkeit, mit der «Annabelle» die Zuständigkeit der Frauen für das Haus und deren Verbleib darin behandelte, trug dazu bei, das diesbezügliche Leitbild zu zementieren und andere weibliche Lebensentwürfe als Aussenseiterinnen-Abnormitäten zu deklassieren. Das stark geschlossene Welt- und Lebensbild, das die «Annabelle» im Einklang mit anderen Leitbildträgern während des Wirtschaftswunders spiegeln konnte, brach mit dessen Ende und mit seiner Infragestellung Ende der sechziger / anfangs der siebziger Jahre zusammen. Die Differenzierung und Individualisierung der Gesellschaft hat von da an eine gleichartige Leitbildfunktion verunmöglicht. Die Zeitschrift ist ein Konsumblatt unter vielen geworden, eines, das mit der verstärkt ästhetisierten Wiedergabe des Alltagslebens die veränderten Konsum- und Persönlichkeitsbilder einzufangen und für die Werbung zugänglich zu machen versucht.

Die Gespräche mit den ehemaligen Chefredaktorinnen und Chefredaktoren geben Einblicke in die Folge konzeptioneller Ausrichtungen der «Annabelle», über die schillernde Existenz einer Frauenzeitschrift zwischen Leitbildträgerin und Marketing-Zwängen und über die Schwierigkeit, als Freundin aller Frauen mit den gesellschaftlichen Mythen in einer sich wandelnden Umwelt fertig zu werden. Insbesondere die (teilweise konstruierten) Interviews mit den frühen Chefredaktorinnen machen das Selbstverständnis der Zeitung in den Anfangszeiten deutlich. Wenn es auch nicht besonders hervorgehoben wird, ist doch wichtig zu vermerken, dass die Situation im Krieg Frauen den Freiraum gab, alleine eine Zeitschrift herzustellen, und Äusserungen der Redaktorinnen lassen vermuten, dass dies für das Herstellungsklima und für das Produkt von erheblicher Bedeutung war. Das Interview mit Madeleine Szemere Kemeny («Es sollte tragbar sein und doch chic. Eben schweizerisch») enthüllt unverhofft, dass auch die Zeichnungen der Anfangszeit, seien es die Modereportagen, seien es die Titelblätter, nur zum Teil von einem Mann, Kemeny eben, gemacht worden sind; dass also auch diese ganz wesentlich das Produkt einer Frau – seiner Frau – sind. Der Besonderheit, dass die «Annabelle»-Macherinnen und die Leserinnen sich freundschaftlich verbunden

fühlten, geht der Artikel über die Leserinnenbriefe («Von Frau zu Frau») nach. In mehreren der folgenden Artikel werden Themen durch die Geschichte der «Annabelle» hindurch beleuchtet, so etwa das Männerbild («Annabeau»), das Titelbild («Anna est belle») oder die Beiträge zur Liebe («Liebe frontal»), zum Konsum («Tarzabelle») und zur Mode («Annabelle ganz modisch: Vom Umgang mit Mode, Figur und Frisur»). Die Interpretationen der Autorinnen und Autoren zu den Veränderungen des jeweiligen Themas über die Zeit bestätigen im wesentlichen das von Christen/Gisler entworfene Grundmuster, auch wenn gerade der Abschnitt über die Mode die Auseinandersetzung mit der Leitbildproblematik kaum angeht. «Annabelle»-kritische Töne beziehen sich etwa auf das heutige Image («Annabelle, ach Annabelle»), auf die Werbekampagne «Annabelle. Ganz Frau» («Ich arbeite relativ energetisch») oder auf die Miss- und Frauenwahlen, die das Frauenblatt organisiert hat («... Eine Fotografie, die gross und scharf genug sein soll»). Bei diesen Artikeln scheint auf, dass «Annabelle» heute bewusstere Frauen, selbst wenn sie nicht mit «Nickelbrille und unfrisierem Haar» herumlaufen, kaum mehr erreichen kann und das von ihr propagierte Frauenleitbild teils nur bedingt übernommen und teils auch klar abgelehnt wird. Artikel, die sich vor allem mit den jüngeren Jahrgängen befassen (z. B. «Annabeau»), betonen ausserdem die immer unverhohlene Ausrichtung der Zeitschrift auf die Interessen der Inserenten, eine Entwicklung, die zudem kontraproduktiv sei, weil Mythen verkaufsfördernder sind als plumpe Produktwerbung.

Die Autorinnen stehen der heutigen «Annabelle» kritischer gegenüber als der früheren. Es mag dies damit zusammenhängen, dass sie sich der früheren ungeteilter als Historikerinnen gegenübersehen, während ihnen die heutige «Annabelle» auch eine Freundin zu sein verlangt, die sie nicht wünschen. Sie geben damit als Zeitzeuginnen zu erkennen, dass die «Annabelle» gerade jüngere intellektuelle Frauen mit ihren Leitbildern nicht mehr oder nur bedingt zu erreichen vermag, wie sie dies ja auch selbst betonen. Der reich bebilderte Band vermittelt für die weitere Auseinandersetzung um Normen und Leitbilder, die die gesellschaftliche Orientierung der Frauen in der Nachkriegszeit nachhaltig beeinflusst haben, Material und wertvolle Denkanstösse.

Béatrice Ziegler, Hinterkappelen

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Cesare Alzati: *Ambrosiana Ecclesia. Studi su la Chiesa milanese e l'Ecumene cristiana fra Tarda Antichità e Medioevo*, presentazione di Cinzio Violante. Milano, Nuove Edizione Duomo, 1993. 377 p. (Archivio Ambrosiano, LXV). 45 000 Lit.

«Ticinenses a Dioecesi Mediolanensi excisi moerentes offerunt». Così recita l'iscrizione sul calice che il Ticino ambrosiano volle offrire a Mons. Luigi Nazari di Calabiana, arcivescovo di Milano al momento della unificazione del Ticino sotto l'autorità di un unico presule, Mons. Eugenio Lachat, già vescovo di Basilea. Questa decisione era venuta a porre termine a quasi un secolo di trattative ed ad alcuni decenni di aperto conflitto tra autorità civili e religiose e non solo nel cantone Ticino. Il Clero ambrosiano, fin dall'inizio, aveva avversato qualsiasi